

Stadtchronik

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **48 (1961)**

Heft 6: **Erneuern und Erhalten**

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

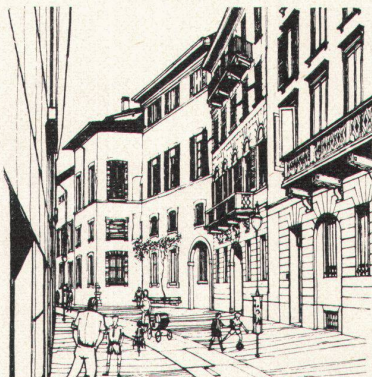
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



5



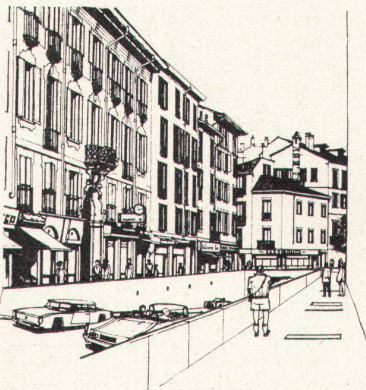
6

5, 6

Die Via Cappuccio mit den alten Palästen in ihrem heutigen Zustand als enge Autostraße und nach ihrer Umgestaltung als Fußgängerzone und Spielgasse

7

Die Via Bocchetto mit der projektierten Abfahrtsrampe zur unterirdischen Verbindungsstraße, die das Quartier vom Durchgangsverkehr befreien soll



7

Sant' Ambrogio und die katholische Universität sind. Das Projekt zeigt, wie es durchaus möglich ist, das wertvolle Alte zu erhalten und gemeinsam mit dem Neugebauten alle unsere Ansprüche an das Stadtleben zu befriedigen.

Die Photographien zeigen Ausschnitte des heutigen Zustandes und im besonderen die zerstörende Wirkung der Autos. Die Skizzen illustrieren einige der Vorschläge der vier Architekten. (Die Abbildungen entnehmen wir einer Publikation in der «Architectural Review», Nr. 69.)

Dolf Schnebli

Stadtchronik

Berner Chronik

Teo Jakob, Möbel-Textilien, zeigte im Neubau Burgernziel 16 vom 18. Februar bis 5. März zwei vollständig eingerichtete Wohnungen mit neuen Modellen: Korpusmöbel von H. Eichenberger SWB; Sitzmöbel und Tische von Poul Kjaerholm; Montagemöbel von Dieter Rams; Schreibtische und Korpusse von H. Hirche – ausgezeichnete Arbeiten, entworfen nach den Grundsätzen des heutigen Möbelbaus: präzise, zerlegbar, maschinell in großen Serien herzustellen und – kaum zu zählen. In guten Antiquitätenläden kostet ein handgearbeitetes Rokokosofa um die 2000 Franken. Dies ist auch nicht weiter verwunderlich. Daß aber für Möbel, die auf eine industrielle Produktion hin geplant sind, annähernd gleiche Preise verlangt werden, leuchtet weniger ein. Ich werde mich zwar belehren lassen müssen, es handle sich bei solchen Modellen um Typen, die aus teuren Materialien und nur in einer kleinen Anzahl produziert würden und deren Herstellungskosten demzufolge nicht weniger betragen als die der handgearbeiteten Stilmöbel. Zweifellos. Ich frage mich nun allerdings, weshalb nur die kleine Serie, weshalb nur das teure Material? Warum gibt es unter anderem moderne Möbel, die durch eine ausgeklügelte Montagekonstruktion keineswegs billiger werden? Ich finde es sehr verständlich, wenn ein Käufer die Zusammensetzarbeit seines neuen Möbels dem Fachmann überläßt, da er sich fürchtet, am zweitausendfränkigen Sofa die eigenen handwerklichen Fähigkeiten auszuprobieren. Wird die Zerlegbarkeit dann nicht zu einer bloßen Marotte, wenn ich sie nicht mit der gleichen Leichtigkeit und Rücksichtslosigkeit anwenden kann wie bei einem Kolonialstuhl? Und weshalb entsteht so oft statt

eines anonymen und erschwinglichen Gebrauchsartikels, wie es der Grundidee eines modernen Möbels entspricht, ein Luxusgegenstand, den ich nicht im Warenhaus, sondern nur in einem Spezialgeschäft kaufen kann? Glauben die Entwerfer und Möbelhändler, auf diese Weise ihre Einmaligkeit beweisen zu müssen? Ich denke, sie könnten es sich leisten, solchen Ehrgeiz anderen zu überlassen.

Etwa den «malenden und zeichnenden Architekten der Architektur», die kürzlich ihre Ausstellung im Anlikerkeller an der Gerechtigkeitsgasse eröffneten. Daß ein Architekt malt, zeichnet und modelliert und sich, wo auch immer, mit der Form auseinandersetzt, ist selbstverständlich und notwendig. Nichts ist für ihn schlimmer als «Augen, die nicht sehen». Damit hat aber eine Hobby-Sonntagsmalerei wirklich nicht das geringste zu tun. So wirkt es um so peinlicher, wenn Architekten, Gestalter, sich damit begnügen, gerahmte Leinwand mit sentimental-banalen Stilleben und Landschaften zu bedecken. Wenn dann diese Architekten, die immerhin durch ihre Bauten unsere Umgebung mitbestimmen, solche Bilder ausstellen, sie als etwas vielleicht nicht Geniales, aber doch Beachtenswertes zeigen wollen – denn das liegt ja im Wesen jeder Ausstellung –, dann erschrickt man und fragt sich, was sonst noch aus dieser Haltung heraus entstehen kann.



Darauf gibt die Altstadtanierung am unteren Nydeggtalden und in der Matenenge eine leider allzu deutliche Antwort. Niemand zweifelt daran, daß das Bauen in einem so einheitlichen und geschlossenen Komplex wie dem alten Teil von Bern viel Rücksicht und ein großes Fingerspitzengefühl verlangt, wenn das sehr schöne Gesamtbild erhalten werden soll. Worauf sich aber diese Rücksicht richtet, ist für den Erfolg eines Eingriffes in das Bestehende ausschlaggebend. Und da vermag die Art, wie



Berner Laubenromantik 1960 mit Holzschnitzerei, Schmiedeisen und Spotlight

heute in der Berner Altstadt gebaut und saniert wird, sicher nicht zu begeistern. Besteht denn eine Altstadtsanierung wirklich darin, daß baufällige Häuserzeilen niedergerissen und äußerlich wieder gleich aufgebaut werden, mit falschen Kaminen, Laubenbogen aus Gips und neomittelalterlichen, elektrisch beleuchteten Ladenschildern? Oder ist es zu verantworten, daß, um äußere Einzelformen von früher entstandenen Bauten, die zu ihrer Zeit ihre Berechtigung hatten, zu erhalten, Elementarforderungen nach angemessenem Raum, Besonnung und richtiger Orientierung nicht berücksichtigt werden? Es wäre bestimmt falsch, wollte man in die Berner Altstadt ein Hochhaus hineinstellen; es ist aber ebenso falsch, in der Mattenenge früherer Dachformen und Fassaden wegen wenig besonnte und schlecht brauchbare Wohnungen zu bauen. Natürlich müssen neue Gebäude in einer Altstadt von ihrer Umgebung diktiert werden. Volumen, Bedeutung und kubischer Maßstab sind in der Grundkonzeption der bestehenden Anlage bereits vorgeschrieben. Diese stellt aber sicherlich keine Forderung nach elegant drapierten Abfallrohren oder Pseudoentlastungsbogen mit eingebauten Eisenbetonträgern; wohl aber verlangt sie vom neuen Teil die gleiche Echtheit, wie sie die ursprünglichen Teile zeigen. Sollte es darum nicht möglich sein, aus dem Grundgedanken einer Stadtanlage heraus eine Art des heutigen Bauens zu finden, die vielleicht nicht die überlieferten Sandsteine braucht, jedoch durch ihre Lebendigkeit und Richtigkeit aufs engste mit den alten Gebäuden verwandt bleibt und sich nicht als Disney-Land ausstellen läßt?

Jacques Blumer

Tessiner Chronik

Heimatschutzprobleme im Tessin

Wenn der gute Wille und die Begeisterung, die sich anlässlich der Neugründung der Regionalplanungsgruppe Ticino zeigte, anhält und sich in aktiver Arbeit der Mitglieder ausdrücken wird, könnte diese Revitalisierung der Landesplanung im Tessin leicht zum wichtigsten kulturellen Ereignis des Kantons werden. Die wilde Bauerei von Ferienhäusern im Tessin gab den Anstoß zur ganzen Aktion gegen den «Ausverkauf der Heimat». In der Tradition war der Tessin, materiell gesehen, immer ein armer Kanton; eigentliche Zentren fehlten, und bis vor kurzer Zeit waren die städtischen Probleme unbekannt. Leider wird immer erst dann eine neue Gesetzgebung verlangt, wenn sich die schlimmen Folgen des Nichtvorhandenseins zeitgemäßer Baugesetze und Zonenpläne eindrücklich manifestieren.

Mit der finanziellen Erstarkung unserer Nachbarländer wurde es manchen Ausländern möglich, einiges Kapital in der Schweiz in Sicherheit zu bringen. Dazu dürfen wir nicht vergessen, daß auch die Schweiz ein kleineres Wirtschaftswunder besitzt und somit viele Schweizer ihren Traum vom kleinen Ferienhaus verwirklichen können. Die Landverkäufe und die florierende Bauindustrie ermöglichten es auch der Tessiner Bevölkerung, am materiellen Aufschwung der industrialisierten Kantone teilzuhaben. Die klimatischen Verhältnisse und die Schönheit der Landschaft sowie die menschliche Lebensweise der traditionellen Tessiner Bevölkerung machen den Tessin zum idealen Ferienkanton. Doch beginnt es sich bereits an manchen Stellen zu zeigen, daß das Problem der Masse wenigstens den einen Punkt, die Schönheit der Landschaft, sehr leicht zerstören kann. Es ist zu hoffen, daß das Schlagwort «Ausverkauf der Heimat» nicht nur falsch verstanden wird – letzten Endes ist es nicht so wichtig, in wessen Besitz der Boden ist; es ist sicher viel wichtiger, was mit oder auf dem Boden geschieht. Es wäre ein kleiner Trost, wenn zum Beispiel die noch nicht verkauften Seeufer wohl nicht an Ausländer verkauft werden können, dafür aber dank der sehr geschäftigen helvetischen Bodenspekulation auf andere Weise der Allgemeinheit verlorengehen würden.

Die Landesplanung kann natürlich nur dann zu Ergebnissen gelangen, wenn sie von der Allgemeinheit gewünscht und gefördert wird. Die Landesplanung hat im Tessin die volle Unterstützung der kantonalen Regierung, und es wird versucht, mit Hilfe der kantonalen Gesetzgebung

und durch geschickte Propaganda die Gemeinden im guten Sinne zu beeinflussen. Die wichtigsten Arbeitsgruppen, für Propaganda bei den Gemeinden, für die Gestaltung der Seeufer, zum Studium der Baugesetze und für die Lösung der landesplanerischen Probleme beim Bau der neuen Autostraßen, haben die Arbeit bereits aufgenommen.

Wie sehr es nötig ist, die Öffentlichkeit für den Gedanken der Landesplanung zu interessieren, zeigt ein kleines Beispiel von Ascona. Die Piazza von Ascona längs des Sees ist sicher eines der schönsten städtebaulichen Beispiele des Tessins. Selbstverständlich stellen die heutigen Bedürfnisse neue Anforderungen an einzelne Gebäude. Es wird umgebaut, teilweise auch abgerissen und wieder neu gebaut. Die Gemeindebehörden Asconas kamen zur lobenswerten Einsicht, daß ein Gesamtplan und ein Baureglement für diese so charakteristische Häuserfront erstellt werden sollte. Architekt Alberto Camenzind wurde beauftragt, die Richtlinien auszuarbeiten. Eine genaue Bestandaufnahme der Gebäude wurde verfaßt und ein Reglement, unterteilt in städtebauliche und architektonische Belange, aufgestellt. Das alte Gemeindehaus und ein weiteres wertvolles altes Gebäude werden unter Denkmalschutz gestellt. Für jede Parzelle wurde eine Minimal- und eine Maximalhöhe für die horizontale Dachkante vorgeschrieben, um die maßstäbliche Silhouette beizubehalten. Auch im Grundriß wurde die Baulinie mehr oder weniger gemäß der heutigen Bebauung vorgeschrieben, mit der Forderung, daß die so charakteristischen Versetzungen auch für den Fall einer gemeinsamen Neubebauung von zwei oder mehreren Parzellen beibehalten werden müssen. Für die architektonische Gestaltung finden wir Vorschriften bezüglich der zuverwendenden Materialien, der Maßstäblichkeit und der Gestaltung der Balkone. Das vorgeschlagene Reglement gibt intelligente Richtlinien, die eine gute, zeitgemäße Neubebauung erlauben, aber doch verhindern, daß das Wesentliche der alten Piazza zerstört werden könnte. Doch auch die besten Vorschläge helfen leider recht wenig, wenn sie nur Vorschlag bleiben und nicht zum Gesetz gemacht werden. Es scheint, daß dieser Vorschlag zum Baureglement einigen Privatinteressen nicht sehr genehm war; auf alle Fälle blieb er in irgendeiner Schublade der Gemeindeverwaltung liegen. Erst als ein fragwürdiges Bauprojekt die Gemüter erhitzte, kam der Vorschlag zu einem Baureglement wieder zur Sprache. Es ist zu hoffen, daß der Vorschlag rechtskräftig wird, bevor an der schönen Piazza mehr Unheil angerichtet wird.

Dolf Schnebli

New-Yorker Bauchronik

Das «Lincoln Center» im Bau

Das am meisten fortgeschrittene Bauwerk des zukünftigen Kulturzentrums von New York (siehe WERK 9/1960), die Concert Hall für das Philharmonic Orchestra, hat fast seine volle Höhe erreicht. Sie wird die Carnegie Hall ersetzen, wie die neue Oper die Metropolitan Opera ersetzen wird. Auf dem übrigen Areal zwischen der 62. und der 66. Straße und zwischen der Amsterdam und der Columbus Avenue sind die Slums abgetragen.

Am 14. und 15. April fand in Harvard die 5. Urban Design Conference statt, welche unter dem Leitmotiv «The Institution as a Generator of Urban Shape» stand. Dieser Kongreß geht von der Graduate School of Design der Harvard-Universität aus und bildet die Treffgelegenheit der Planer und Architekten der Vereinigten Staaten. Teilnehmer aus Kanada und Übersee werden auch begrüßt. Sein Zweck ist, wichtige Projekte, welche in der Planung sind, nach bestimmten Gesichtspunkten zu analysieren. Eine Voranalyse findet zuerst im fortgeschrittenen Seminar der Master Class in Urban Design statt. An dieser Konferenz wurde neben vier andern Komplexen das Lincoln Center untersucht. Als Vertreter der am Bau beteiligten Architekten war Prof. P. Belluschi, Dekan der Architekturabteilung des M.I.T., anwesend. Prof. S. Giedion war eines der Pannel-Mitglieder. Der Schreibende war Sekretär des Pannels und für die Voruntersuchungen verantwortlich.

Die Analyse umfaßte die Beziehung des Kulturzentrums zu Manhattan und zum weiteren Gebiet der Metropole, die nächste Umgebung und deren Beziehung zum Lincoln Center, die Geschichte des Projektes und das vorläufig zur Ausführung vorgesehene Projekt selbst.

Es wurde festgestellt, daß sowohl die Beziehung von Manhattan zum Areal des zukünftigen Lincoln Center als auch die architektonische Lösung unbefriedigend sind. Prof. Giedion bezeichnete das Projekt als «nicht Architektur 1960, sondern Mode 1960» und als eine architektonische Lüge, wogegen Prof. Belluschi nicht viel einzuwenden hatte. Er versuchte lediglich, ein Bild der Entstehungsgeschichte des Projektes zu entwerfen, um damit zu erklären, warum 130 Millionen Dollar im größten Kulturzentrum der Weltgeschichte zu einer Demonstration des schlechten Geschmacks und des Unvermögens verwendet werden.

Es ist der Öffentlichkeit bekannt, daß die am Projekt beteiligten Architekten große Schwierigkeiten hatten, zusammenzuar-

beiten. Die «New York Times» schrieb einmal: «... man stelle sich sechs große Pianisten vor – Horvitz, Rubinstein, Novaes, Serkin, Richter und Backhaus zum Beispiel – alle kraftvolle Persönlichkeiten –; sie wären in einem Raum eingeschlossen und dürften erst wieder herauskommen, nachdem sie sich über die richtige Interpretation von Beethovens Hammerklaviersonate einig geworden wären...» Der Vergleich wurde auf Harrison, Johnson, Saarinen, Belluschi, Abramovitz und Mielziner angewendet. Er hat gewiß etwas für sich, genügt aber als Erklärung für die Differenzen nicht.

Es ist naturgemäß schwierig, starke Charaktere zum Ziehen am gleichen Strick zu bringen. Es ergaben sich unterschiedliche Auffassungen vor allem in bezug auf die Gesamthaltung des Projektes. Harrison, welcher dank seiner Familienbeziehungen zu John D. Rockefeller III. Koordinator der Architektengruppe wurde, strebte nach einer axialen Anlage, während Aalto, Markelius, Breuer und andere, welche in einer Zwischenphase zugezogen wurden, asymmetrische Lösungen vorschlugen. Ebenso tendierte Saarinen auf eine gelöste, nicht additive Anlage hin. Bunshaft von S.O. & M. versuchte, das ganze Programm in einem einzigen Glaskubus unterzubringen. Belluschi war auch für eine freie Lösung, und Johnson wollte durch die Verbindung losgelöster Baukörper mit hohen Arkaden eine Einheit herstellen. Es zeigte sich, daß die Grundidee zu verschieden und die Leitung zu schwach war, um eine glückliche Synthese zu erzeugen.

Es wurde der Fehler gemacht, die Aufgabe nicht von außen nach innen zu lösen: zuerst gemeinsam die Beziehung des Zentrums zu Manhattan zu untersuchen, das Bauprogramm aufzubauen und sich erst dann zum eigentlichen Projekt durchzuarbeiten. Das Fehlen eines umfassenden Raumprogramms bildete eine bedeutende Erschwernis. Dieses wurde während der Projektierungsarbeiten erweitert, indem das Ballett und die Juillard-Musikschule erst später hinzukamen.

Die heutige Lösung stellt einen Versuch dar, das Fehlen einer Grundidee künstlich mit gleichmäßig vor die Fassaden gestellten Arkaden zu übertünchen. Und daher kommt es, daß ein großartiger Zugang vom Broadway her vorgetäuscht wird, während in Wahrheit 90% der Besucher unterirdisch das Areal betreten werden.

Der Projektierungsprozeß durchlief eine verkehrte Reihenfolge: Statt um das Rückgrat einer Idee durch die Mannigfaltigkeit des freien Gestaltens ein lebendiges Gebilde aus Architektur,

Skulptur und Malerei entstehen zu lassen, werden nun diese Künste einer durchsichtigen Kulisse untergeordnet und müssen in der Sterilität untergehen. Harrison hat mir leider den Zugang zu der angeblich ausgeführten, aber als «Secret Material» behandelten Verkehrsanalyse verweigert. Die Verkehrssituation dürfte indessen kritisch sein, da ein starker Erzeuger aller Verkehrsarten in eine Umgebung gelegt wird, welche ohnehin Verkehrsschwierigkeiten hat. Es werden in der Umgebung keine Vorkehrungen zur Erleichterung des Zu- und Abflusses getroffen. Und insgesamt stehen den über 10000 Zuschauerplätzen des Center 750 Parkplätze in der Untergarage gegenüber. Andere Parkmöglichkeiten in der Umgebung sind schon voll ausgenützt.

Prof. Belluschi empfindet die Fragwürdigkeit des Projektes sehr. Er glaubt aber nicht, daß unter den gegebenen Voraussetzungen in Manhattan, wo kein «Master Plan» besteht und wo deshalb allein in der nächsten Umgebung des Lincoln Center etwa 25 verschiedene Unternehmungen unkoordiniert ausgeführt werden und wo ein schlimmes Gestrüpp merkwürdige Bedingungen stellender Kommissionen und Geldspender zu überwinden ist, eine bessere Lösung möglich wäre.

Es scheint, daß nicht die Architekten allein die Schuld am Fiasko des Lincoln Center tragen, sondern zu einem gleichen Teil die Gesellschaft, welcher es dienen sollte. Schließlich kommen einem die Worte Gropius' in den Sinn, wonach der Künstler immer der Spiegel der Gesellschaft ist, welche ihn hervorgebracht hat.

Man muß sich im klaren sein darüber, daß sich der Fehlschlag dieses wichtigen Bauvorhabens nicht auf das Lincoln Center beschränken wird. In Washington plant Stone ein etwas kleineres Monstrum, und in Montreal tut sich offenbar nicht viel Besseres. Es besteht die Gefahr, daß sich bald ein Lincoln-Center-Ausschlag über die USA und möglicherweise noch über weitere Gebiete ausbreitet, dessen Infektionsherd in Manhattan liegen wird.

Gleichermaßen stimmt es nachdenklich, daß ein so kleiner Unterschied besteht zwischen der Kunst, welche in totalitären Staaten von einer Zentrale aus diktiert wird, und einer solchen, welche gegen zu viele Kommissionen und gegen eine zu große Geldmacht aufkommen muß. Der Ausdruck ihres Ersatzes ist erstaunlich ähnlich.

Ueli Roth